KMV 2024 – német műfordítás

Ajánlott szövegek

válogatta: Ózer Katalin

Mascha Kaléko

**Wiedersehen mit Berlin**

Berlin, im März. Die erste Deutschlandreise,  
Seit man vor tausend Jahren mich verbannt.  
Ich seh die Stadt auf eine neue Weise,  
So mit dem Fremdenführer in der Hand.  
Der Himmel blaut. Die Föhren lauschen leise.  
In Steglitz sprach mich gestern eine Meise  
Im Schloßpark an. Die hatte mich erkannt.

Und wieder wecken mich Berliner Spatzen!  
Ich liebe diesen märkisch-kessen Ton.  
Hör ich sie morgens an mein Fenster kratzen,  
Am Ku-Damm in der Gartenhauspension,  
Komm ich beglückt, nach alter Tradition,  
Ganz so wie damals mit besagten Spatzen  
Mein Tagespensum durchzuschwatzen.

Es ostert schon. Grün treibt die Zimmerlinde.  
Wies heut im Grunewald nach Frühjahr roch!  
Ein erster Specht beklopft die Birkenrinde.  
Nun pfeift der Ostwind aus dem letzten Loch.  
Und alles fragt, wie ich Berlin denn finde?  
– Wie ich es finde? Ach, ich such es noch!

Ich such es heftig unter den Ruinen  
Der Menschheit und der Stuckarchitektur.  
Berlinert einer: „Ick bejrüße Ihnen!“,  
Glaub ich mich fast dem Damals auf der Spur.  
Doch diese neue Härte in den Mienen …  
Berlin, wo bliebst du? Ja, wo bliebst du nur?

Auf meinem Herzen geh ich durch die Straßen,  
Wo oft nichts steht als nur ein Straßenschild.  
In mir, dem Fremdling, lebt das alte Bild  
Der Stadt, die so viel Tausende vergaßen.  
Ich wandle wie durch einen Traum  
Durch dieser Landschaft Zeit und Raum.  
Und mir wird so ich-weiß-nicht-wie  
Vor Heimweh nach den Temps perdus …

Berlin im Frühling. Und Berlin im Schnee.  
Mein erster Versband in den Bücherläden.  
Die Freunde vom Romanischen Café.  
Wie vieles seh ich, das ich nicht mehr seh!  
Wie laut „Pompejis“ Steine zu mir reden!

Wir schluckten beide unsre Medizin,  
Pompeji ohne Pomp. Bonjour, Berlin!

### Jürg Schubiger

### Bin so

Bin so  
so traurig,  
dass mir fast der Kopf  
fast vom Hals fällt,  
dass das Dach  
vom Haus fällt,  
dass das Haus fällt.

Habe Füsse wie  
wie in viel zu grossen Schuhn,  
Hände wie  
wie in viel zu grossen Handschuhn.

Versteh nicht, was da  
was gelacht wird ringsherum.  
Bin so  
wie ein Hund,  
so traurig  
wie ein Huhn,  
ein gelbes Suppenhuhn,  
ein altes Weissbrot,  
ein Kuchen, der nicht aufgeht,  
nie mehr auf.

Bin so  
so traurig,  
dass die Tränen nur so  
an mir herunter laufen,  
immer nur so herunter,  
dass das Hemd nass, die Hose nass,  
die Haut nass.

Denn das hört  
denn das hört nie mehr auf,  
dass der Kopf mir fast vom Hals,  
dass das Dach fällt,  
dass das Haus.

Danko Rabrenović

**Zwischen zwei Welten**   
(**Der Balkanizer** – Ein Jugo in Deutschland: részlet)

Am glücklichsten bin ich, wenn ich im Flugzeug sitze – egal in welche Richtung! Dieser Satz stammt nicht von mir, ich habe ihn ausgeliehen. Und ich bin überzeugt, der Satz-Erfinder hätte nichts dagegen einzuwenden. Schließlich haben er und ich etwas gemeinsam. Er ist ein in New York lebender Lateinamerikaner und bezieht sich auf regelmäßige Flüge zwischen seinen Heimaten Puerto Rico und den USA. Ich bin ein in Düsseldorf lebender Jugo mit serbischem und kroatischem Pass. In meinem Fall heißt es also: Am glücklichsten bin ich, wenn ich im Flugzeug zwischen Deutschland und dem Balkan sitze – egal in welche Richtung. Auf den Originalsatz bin ich als Anglistik-Student an der Düsseldorfer Heinrich-Heine-Universität gestoßen. Damals interessierte ich mich besonders für Minority Studies. Oft ging es dabei um afroamerikanische Musiker und Filmemacher. Und, allgemeiner, um Literatur der Minderheiten und Einwanderer in den USA. Ich war ziemlich verblüfft, als ich in den Texten und Lebensgeschichten dieser Menschen meine eigene Geschichte wiederfand. Wir schrieben das Jahr 1995, ich war 26, vier Jahre zuvor nach Deutschland geflüchtet, und allmählich wurde mir klar, dass Menschen im Exil immer nach den gleichen Mustern leben. Demnach ist meine deutsche Exil-Geschichte ähnlich wie die US-amerikanische eines Mexikaners oder Puerto Ricaners. Ich war noch nie in Mexiko oder Puerto Rico, und ich habe bislang auch nur wenige Menschen aus diesem Teil der Welt kennengelernt. Trotzdem konnte ich die Probleme und Gefühle, die sich in ihren Texten spiegelten, nachempfinden und eins zu eins auf meine Situation übertragen. So beschrieb der puerto-ricanische New Yorker zum Beispiel, wie sehr ihm die Oberflächlichkeit vieler Amerikaner auf die Nerven ging, wie ihn die Hektik der Metropole New York stresste, wie er sich nach Hause zurücksehnte. Dort wartete all das, was er in New York nicht hatte und nun schmerzlich vermisste: Familie, alte Freunde, Strand, schönes Wetter, puerto-ric0anisches Essen und Lebensgefühl. Doch jedes Mal, wenn er in seine erste Heimat flog, war er schon nach zwei Tagen fix und fertig. Ihn störte, wie ziellos und gleichgültig einige seiner Freunde in den Tag hinein lebten. Ihn störte die fehlende Privatsphäre im Haus seiner Familie. Aber am meisten störte ihn, dass viele Menschen immer wieder den gleichen korrupten Lokalpolitikern vertrauten. Das ist ja schrecklich hier, dachte er in solchen Momenten, hier ist auch kein Paradies, ich will wieder zurück nach New York, zurück in meine Wohnung, zurück zu meinen neuen Freunden, zurück in meinen geregelten Arbeitsalltag. Inspiriert von diesen Geschichten, begann ich eine eigene kleine Exil-Theorie zu entwickeln: Wenn du unfreiwillig von Land »A« nach Land »B« umziehst – ob aus wirtschaftlicher Not, aufgrund von Krieg oder politischer Verfolgung –, befindest du dich im Exil. Zunächst stört dich vieles. Ständig vergleichst du »B« mit »A« – und »B« kann dabei nur verlieren. Doch mit der Zeit erkennst du auch die positiven Seiten deiner neuen Umgebung. Der Wunsch, »A« nie verlassen zu haben, verblasst. Denn hättest du »B« nie kennengelernt, fehlten dir wichtige Erfahrungen. Der Ortswechsel öffnet deine Augen für einen kritischen Blick auf »A«. Und nun steckst du in einem Dilemma. Dir wird bewusst, dass du weder in »A« noch in »B« hundertprozentig glücklich sein wirst. Am liebsten wäre dir eine »C«- Variante, die das Beste aus beiden Welten vereint. Aber die gibt es nicht. Also arrangierst du dich mit einem Leben zwischen oder in zwei Welten. Das schafft der eine besser, der andere schlechter.

(…)

Offenbar habe ich die heiß ersehnte Variante »C« meines kleinen Exil-Modells gefunden. Sie liegt weder in Belgrad noch in Düsseldorf, weder auf dem Balkan noch in Deutschland. Im Laufe der Jahre hat sie sich still und heimlich in meinem Alltag eingenistet, ist Teil meiner Persönlichkeit geworden. Etwas, das in mir schlummert. Nur im Flugzeug zwischen Deutschland und dem Balkan hat das »C« seinen großen Auftritt. Es kommt für zwei Stunden nach oben und manifestiert sich in purem Glück. Vielleicht kennt mich das Bordpersonal auf den Flügen Düsseldorf-Belgrad-Düsseldorf und Düsseldorf-Zagreb-Düsseldorf schon: Ich bin derjenige, der zwei Stunden lang versonnen lächelt, weil er sich darauf freut, heimzukommen!

Beate Rösler

**Helenes Versprechen**

(regényrészlet)

(…) Ohne die ständige Angst im Nacken verzehren die meisten hier an Bord die besten Mahlzeiten, die sie seit Jahren bekommen haben. »In Amerika sind sogar die Gehwege aus purem Gold«, sagt eine Frau zur Mutter von Lisbeth Schwarz, die an der Reling lehnt und mit einem Fernglas den Horizont abtastet. »Aus Gold?« Frau Schwarz lässt das Fernglas sinken. »Und das klaut keiner?« »Nee, warum denn? Da drüben gibt es doch alles im Überfluss.« »Ach so. Also, mir reicht es schon, wenn da nicht überall Trümmer herumliegen«, erwidert Frau Schwarz. Plötzlich duftet der Seewind nach Kaffee, und beinahe wäre Helene mit einem jungen Marinesoldaten zusammengestoßen, der zwei Thermoskannen vor sich herträgt, ein zweiter verteilt Coca-Cola, die er Coke nennt, Brot und etwas Obst. »Good morning, Ma’am«, begrüßt sie der Soldat mit den Kannen. »Would you like some coffee?« »Coffee? Oh, yes, please.« Er füllt Helenes Becher und allein der Geruch des Bohnenkaffees tut ihr gut. »A beautiful sunrise, isn’t it?« Der Soldat spricht langsam und deutet auf den Sonnenaufgang, weshalb Helene sofort versteht, was er meint, denn mit ihrem Englisch ist es leider nicht weit her, war es nie, wenn sie ehrlich ist. Warum hat sie die Zeit auf der Marine Flasher nicht genutzt, um es besser zu lernen? Ihr Geist wäre beschäftigt und vielleicht weniger anfällig für Schwermut gewesen. »Yes, beautiful.« Der junge Amerikaner lächelt sie an, und sie merkt, dass ihr die Röte in die Wangen steigt. Über zwei Jahre nach Kriegsende empfindet sie noch immer eine übertriebene Dankbarkeit, wenn Fremde ihr spontan mit Höflichkeit und Respekt begegnen. »Enjoy the sunrise«, rät ihr der Marinesoldat. »You know, you can’t see such a wonder in a big city like New York.« »But I can see my family.« Und das ist ein noch viel größeres Wunder, so überwältigend, dass Helene sich fragt, womit ausgerechnet sie es verdient hat. Dass Gott etwas damit zu tun hat, bezweifelt sie, obwohl sie all die Kriegsjahre hindurch so oft gebetet hat wie nie zuvor in ihrem Leben. Aber das haben andere auch getan, Eltern wie sie, deren Glauben gefestigter war als der ihrige, und deren Kinder, falls sie Deutschland entkommen konnten, trotzdem vergeblich auf sie warten werden.

Moritz. Marlis. Heute ist es so weit, ich sehe euch wieder. Im Stillen wiederholt sie diesen Satz viele Male, als müsse sie sich davon überzeugen, dass nicht im letzten Augenblick noch etwas dazwischenkommen könne. Je näher dieser langersehnte Augenblick nämlich rückt, desto unvorstellbarer erscheint es Helene, dass die beiden am Kai stehen werden, um ihr zuzuwinken, dass sie sich umarmen, miteinander sprechen, und schließlich sogar zusammenleben werden. Sie brennt darauf, mit eigenen Augen zu sehen, dass es ihnen wirklich so gut geht, wie Marlis in ihren Briefen behauptet hat. Denn, ja, dann hätten sich Helenes Opfer gelohnt. Ob sie schon wach sind, vor Aufregung keinen Bissen herunterbekommen und den Mittag herbeisehnen wie Helene? Sind sie vielleicht bereits auf dem Weg nach Ellis Island, um dort, wo die Marine Flasher anlegen wird, einen Platz in vorderster Reihe zu ergattern? Ob sie es genauso wenig wie Helene fassen können, dass sie diesen Augenblick erleben dürfen? »Excuse me, Ma’am, are you German?« Erschrocken mustert Helene den Marinesoldaten mit den Thermoskannen, der zurückgekommen ist und ihr nun, ohne nachzufragen, frischen Kaffee nachschenkt. Hat sie ihn richtig verstanden? Warum möchte er wissen, ob sie Deutsche ist? Ihr wird eiskalt, denn sie hat verlernt, diese Frage unbefangen zu beantworten. Für die Nationalsozialisten ist sie keine Deutsche gewesen, nicht einmal ein Mensch. »Why?«, fragt sie zurück. Frage, Gegenfrage, Zeit schinden, um sich klarzumachen, dass ihr niemand mehr etwas antun will. Der Marinesoldat zuckt mit den Achseln und wirkt jetzt etwas verunsichert. »Your accent … I’m just interested.« Ihr deutscher Akzent interessiert ihn? Wieso? Womöglich, weil es Deutschen grundsätzlich verboten ist, auszuwandern, damit sich all die Nazis nicht einfach aus dem Staub machen und ihrer Verantwortung entziehen? Fast hätte sie aufgelacht bei dem Gedanken, dass der junge Marinesoldat sie für eine von ihnen halten könnte. Soll sie ihm etwa erklären, dass sie Jüdin ist? Reiß dich zusammen, ermahnt sich Helene, gar nichts musst du erklären und dich auch nicht dafür rechtfertigen, wer du bist. Allerdings könnte es einen sonderbaren Eindruck hinterlassen, wenn sie seine Frage ignorierte, deshalb antwortet sie: »Yes, I am from Germany.« Mit zwei Fingern tippt der Marinesoldat an seine Mütze und sagt, bevor er sich anderen Passagieren zuwendet: »Nice to meet you … and Ma’am? Good luck in America.« (…)

....